



# Sommerknie

Markus Freise

[www.mental-ground-zero.de](http://www.mental-ground-zero.de)

Es sind immer nur die Kinder, die zurück winken. Sie kommen unter mir hinweg, begrüßen mich, verabschieden sich und sind wieder fort. Nur ganz kurz sind sie bei mir. Bewegen langsam ihre kleinen Hände. Als wollten sie mich berühren. Drücken die Fingerspitzen an die Heckscheibe. Die Wärme ihrer Hände hinterlässt kleine Flecken auf dem Glas. Dann sind sie wieder fort. Die Flecken und die Kinder. Und bald kommt das nächste. Und immer so weiter. Und ... Es sind wirklich immer nur die Kinder, die zurück winken. Hinauf zu mir.

Schneeengel kann man auch in den Sand malen.

Die Tür zu meinem Zimmer öffnet sich. Laut schabt sie über den tiefen Teppich. Ich höre meinen Vater ächzen, als er eintritt um mir mein Mittagessen zu bringen. Er zittert vor Erschöpfung. Das Geschirr auf dem Tablett klappert leise. Seit einigen Wochen ist es beschwerlich für ihn, die Treppe hinaufzukommen und es wird nicht besser, mit jedem Tag der an uns vorüberzieht. Obwohl er regelmäßig von Mama zur Physio gefahren wird. Er sollte nicht mehr die Treppe hochgehen müssen. Aber er ist mein Vater. Deshalb macht ihm das nichts aus. Und einer müsse ja. „Muss ja!“. Sagt er immer, wenn man ihn fragt, wie es geht. Ihm. Oder mir. Doch die Fragen werden immer seltener. Leiser. Beiläufiger.

Als er kurz in der Tür innehält sagt er: „Mein Junge, du machst dir noch deine Augen kaputt.“. Er ist jetzt ja auch meine Mutter. Ich höre das Klicken des Schalters neben

der Tür. Das Licht blendet mich; meine Augen, die sich an die Dunkelheit meines Zimmers mit den seit Tagen ungeöffneten Jalousien und dem Fernseher als einzige Lichtquelle gewöhnt hatten. Würde ich mich im selben Moment konzentrieren, könnte ich im Augapfel ein Ziehen spüren, in dem sprichwörtlichen Augenblick, in dem sich meine Iris wieder zusammenzieht, um das Licht aus der Sache herauszuhalten. Wirklich. So ist das. Ich habe tatsächlich ein außerordentliches Körpergefühl. Nicht nur im Auge. Ich kann alles spüren, was an mir dran ist. Von Kopf bis Fuß. Jeden Quadratzentimeter Haut. Jedes Härchen. Manchmal meine ich sogar, die Osmose in meinen Zellen zu spüren. Wie der Zellsaft durch mich hindurchströmt und Wände durchbricht. Neues Leben erschafft, wo eben noch totes Gewebe war. Zelle für Zelle spüre ich Regeneration. Manchmal, wenn es dunkel ist und ich alleine bin mit mir und den Dingen, die nicht mehr da sind. Wenn der Fernseher ausnahmsweise nicht läuft.

„Mach mal aus, die Flimmerkiste.“ sagt mein Vater. Ich nehme die Fernbedienung aus meinem Schoß und drücke auf „Pause“. Mit einem „Ka-lack!“ bleibt die Mechanik des Videorekorders stehen und das Bild auf dem Fernseher friert ein. Über den Störstreifen sieht man das müde Gesicht eines Truckers. Mit der anderen Fernbedienung schalte ich den Fernseher aus. Sie hatten mir dieses Riesending geschenkt, als ich endlich nach Hause durfte. „Für unseren Jungen, nur das Beste“ hatte mein Vater gesagt, als er das Bettlaken herunterzog und ihn enthüllte. Meine Mutter rief noch „Tata“ oder so. Aber zwischen dem A

und dem T hörte ich ihr Schluchzen. Also zeigte ich ihnen Freude. Auch wenn mir das sehr schwer gefallen war. Ey! Sie waren ja meine Eltern.

Mein Vater bleibt einen Moment länger stehen als noch am Montag zuvor. Massiert mit dem Daumen sein Kreuz und versucht wieder zu Atem zu kommen. Dann stellt er mir den Teller mit dem Spinat und den Eiern und Kartoffeln auf den kleinen Fliesentisch neben mir. Das ist so ein hässliches Ding, dass unsere Oma uns zurückgelassen hat. „Erbstück“ nennt Vater es. „Miststück“ wäre wohl passender. Eigentlich mag in der Familie keiner dieses Möbel. Nur Oma hatte ihn geliebt. „Der ist von Schlesien bis hierher gekommen, dann bleibt er auch hier.“ hatte sie immer gesagt, wenn wir ihn entsorgen wollten. Auch nach ihrem Tod hatte niemand es gewagt ihn wegzuwerfen. Deshalb stand er seitdem im Heizungs-Keller neben den Kartoffeln, als Ablage für den Weidenkorb. Letztlich war es dann der einzige Tisch in unserem Haus den wir fanden, der Rollen hatte. Also habe ich ihn bekommen. Dieses „Miststück“ gehört jetzt mir. Das einzige, das mich darüber hinweg tröstet, ist der Umstand, dass auf einigen Fliesen Viermastbarken abgebildet sind, die ihre Häfen in damals wohl noch unentdeckte Länder verließen. Über die Ungewissheit der Ozeane hinweg. Fort. Von dort, wo sie waren und hin an einen Ort, der alles versprach. Oder gar nichts. Was manchmal sogar mehr bedeuten kann. Ich liebe diese entsetzlichen Fliesen mit den hässlichen Aufdrucken. Denn ich liebe die See. Weil dort das Salz in der Luft nach ihrem

Haar schmeckte, das mir um die Ohren wehte wenn wir uns küssten. Und der Sand des Strandes, der unter unseren Füßen knirschte, als wir die langen Wege die Küste entlang gingen. Vorbei an diese alten Hotels und den unendlichen Dünenlandschaften. Naturruinen der Eiszeit. Aufgetürmt und geschmolzen. Vertrockneter Schnee. Schneeengel kann man auch in den Sand malen.

Noch eine Meer-Erinnerung: Ein Foto von mir in einem der Fotoalben, die in dem Schrank neben dem Fernseher stehen: Ich bin noch ein Kind und gehe barfuß einen Strand in Holland entlang. Der Himmel ist grau. Jeden Moment scheint es regnen zu wollen. Ein Brise zerfährt mir das dichte Haar. Ein blauer Ostfriesennerz schützt mich vor dem Wind. In meinen Händen halte ich ein Stück Holz, das aussieht wie ein Gewehr. Konzentriert starre ich hinaus. Zum Horizont. Achte darauf, dass es niemand wagt uns anzugreifen. In dieser Erinnerung spielt mein Vater die Hauptrolle, obwohl er nicht auf dem Foto ist. Er war ein gutes Stück zurückgefallen und folgte uns alleine. Vorne meine Schwester und meine Mutter, die Steine in die Wellen warfen. In der Mitte ich. Die Wache. Und hintenan er. Als ich des nicht eintreten wollenden Krieges überdrüssig war, ließ ich mein Gewehr fallen, das so wieder zu einem Stück Holz wurde und rannte durch die Feuchtigkeit des Sandes den ganzen Weg zurück zu meinem Vater. Grüßte militärisch. „Alles okay. Niemand in Sicht.“ Er nahm mich an die Hand und gemeinsam rannten

wir den anderen beiden nach. Damals, als wir noch miteinander laufen konnten.

Klappernd stellt er den Teller und das Glas mit dem Wasser auf eines der mit der Brandung kämpfenden Segelschiffe. „Du kannst dich hier nicht wohlfühlen. Hier ist ja nirgends mehr Platz. Wenn wir morgen vom Doktor kommen, räume ich dir das mal auf hier.“ Ich ziehe mir den Tisch heran. Es ist Montag. Montag gibt es immer Spinat. Den kauft er frisch auf dem Markt. Montags esse ich immer auf meinem dunklen Zimmer und schaue mir die Bänder vom Sonntag an.

Papa klopf mir auf die Schulter und schnauft. „Jetzt iss erstmal was Junge. Vergiss das Essen nicht. Sonst fällst du mir noch ...“ Dann kneift er mir verschwörerisch ins Ohrfläppchen, wackelt ein paar Mal daran und verzieht sein Gesicht in mein Vertrauen. Er meint es echt gut und macht es leider schlecht. Woher soll er auch wissen, wie das geht? Wo er die ganzen Jahre drüben in der Möbelfabrik Bretter zugeschnitten und mit letzter Kraft auf die Rollwagen gewuchtet hat. Bis ihn im letzten Herbst seine Bandscheiben im Stich ließen. Da haben sie ihn in den Vorruhestand geschickt. Mama geht jetzt Putzen und er ist zu Hause und versucht sein bestes. Ich klopfe ihm seitlich auf den Oberschenkel. Wie einem Pferd, dass die Stange doch gerissen hat. Im entscheidenden Moment. Dem man nicht böse sein darf und doch beschließt, es zum Schlachthof zu führen.

Auf dem Boden liegen meine Jacke und die Handschuhe verstreut. Er beugt sich hinunter und hebt sie auf. Ich sehe, dass ihm auch das schwer fällt und schalte den Fernseher wieder ein. „Soll ich das waschen?“ fragt er. Es ist mir egal. Ich antworte mit einem Nicken. Das Bild läuft wieder an. Heute habe ich bislang kein Glück gehabt. Es ist nichts dabei. Nur diese paar Kinder die mir zuwinken. Ich sehe auf die Zeitanzeige auf dem Bildschirm. Aber eigentlich ist es auch noch zu früh für ihn, mein Soldat. Kinder winken weiter. Zu mir hinauf. Mein Vater verlässt den Raum. Von vor der Tür höre ich, wie meine Schwester leise fragt: „Und?“ Er antwortet nur: „Was schon.“ und humpelt laut ächzend die Treppe hinab ins leere Wohnzimmer. Er meint es doch wirklich gut, der alte Mann. Ich schalte den Fernseher aus und suche in meinem Chaos das Telefon. Und die Worte, die ich hineinsprechen könnte zu ihr.

Es klingelt auf ihrer Seite mittlerweile zum vierten Mal. Ich finde das seltsam. Ist sie noch beim Training? Lläuft den Platz herauf und herunter. Jagt dem Filzball nach. Rutscht den letzten Meter auf den glatten Sohlen über den glatten Boden der Halle. Schnippelt den Ball über das Netz. Damit der Gegenüber ordentlich was zum Rennen hat. Schmettert ihn mit aller Gewalt zurück auf die andere Seite. Wo er hingehört. Gegen die Laufrichtung. Nur weg. Ich sehe noch einmal auf die Uhr. Nein. Sie müsste längst zu Hause sein. Die Kinder wollen schließlich von der Schule abgeholt werden. Und er, dessen Name ich mir nicht merken kann – oder will – ist doch in Rostock. Papierkram regeln.

Nach dem fünften Mal lege ich auf. Vielleicht ist sie ja direkt zur Schule gefahren. Oder noch einkaufen. Manchmal macht sie das. Nach dem Wochenende fehlt bestimmt irgendetwas in der Vorratskammer. Früher fehlte immer Schokolade.

Genau zum errechneten Zeitpunkt taucht er auf dem Schirm auf. Erst als kleiner Fleck und kurz bevor er wieder hinausfährt klar und deutlich. Ich schalte den Fernseher aus und nehme die Kassette aus dem Video-Rekorder und beschrifte sie mit dem Lackstift. Nummer 27. So wie sie war, als wir uns vor fünf Jahren beim Training trafen. Sie hatte mich mit einem breiten Lächeln begrüßt: „Hallo. Ich bin die Simone. Aber nenn‘ mich doch bitte Sisi.“ Hat mir ihre Hand gereicht und hinterher die Bälle um die Ohren gehauen. Sie war eine sehr gute Trainerin. Ich bin gerne gelaufen, wenn sie mich gejagt hat. Quer über den ganzen Platz. Von einer Ecke in die anderen. Wieder zurück. Und noch einmal. So lange, bis mir alle Muskeln in den Beinen weh getan haben. Dann, eines Tages habe ich mitten im Spiel den Schläger fallen gelassen und mit letzter Kraft versucht über das Netz auf ihre Seite zu springen. Es ging alles sehr schnell und obwohl es Ungeschick war, passte es perfekt in den Moment: Mein rechter Fuß blieb hängen, ich drehte mich aus einem überflüssigen Reflex in der Luft herum und alles stand Kopf und die Sonne stach durch meine Augenlider die ich in Erwartung des Schmerzes zusammenpresste. Dann schlug ich auf und spürte, wie die rote Asche meine Haut zerriss und sich in das Fleisch



am Knie fraß. Sie lief zu mir hin, drehte mich in aufrechte Position, schaute mir tief in die Augen und sagte: „Jetzt hast du ein Sommerknie,“ Mit einem Taschentuch tupfte sich die Aschekrümel aus der Wunde. „So hat Mama das immer genannt.“ erklärte sie mir. „Sommerknie. Sie hat immer gesagt, ein Kind, das im Sommer keine aufgeschlagenen Knie hat ist kein Kind. Ein Sommerknie ist eine Auszeichnung.“

Da konnte ich irgendwie nicht anders. Habe sie in den Arm genommen und nicht mehr losgelassen. Meine Hände glitten schweißnass über das raue Weiß ihres Rocks. Ihr Hintern war fest und nicht zu klein. Sie hat geseufzt und mir ihre Zunge in den Mund gesteckt. Ihr Schweiß schmeckte salzig. Wie das Meer. Süß. Wie unsere Tage am Strand. Auf dem Nebenplatz hat ein alter Herr vor lauter Aufregung den Ball über den Zaun in die Wiese geschlagen. Wir haben nicht nur deshalb laut gelacht, weil das so witzig war.

Ich stelle das Telefon zurück in die Ladestation. Es piept dankbar. Den Rest der Woche hocke ich an den Fenstern unseres Hauses. „Bald wird es wohl Schnee geben“ ist meine einzige Erkenntnis in all den Tagen. Die Scheiben beschlagen. Ich male Herzen dran, die langsam zerfließen. Verkehrt herum. Die Wolken haben sich draußen zu einem faden Grau vereinigt das tief in unserer Welt hängt. So bleibt es die ganze Woche. Bis zum folgenden, nächsten Sonntag.

Sonntags ist Brückentag.

„Bist du endlich fertig?“ Meine Mutter ruft genervt von unten. Ich höre, dass sie ungeduldig mit dem Fuß wippt. „Gleich“ antworte ich ihr. „Gleich ...“ sage ich noch einmal nur zu mir. Ich packe die Kamera in den Rucksack und eine leere Ersatz-Kassette. Wenn es mal wieder länger dauert. Dann heißen die Kassetten 28a und 28b. Diese eine und die in der Kamera. Das sind die beiden letzten Bänder. Nächste Woche brauche ich neue, denke ich. Oder hoffentlich auch nicht. Ich bin mir sicher, heute erwische ich den Bastard. Ich sehe mich noch einmal um. Wir müssen wirklich mal wieder aufräumen. In diesem Chaos kann man ja nichts finden. Ich bin mir aber bald sicher, dass ich alles beisammen habe. Drei Jahre Routine sind ein guter Lehrmeister. Meine Schwester Ursula betritt den Raum und trocknet sich die nassen Haare ab. Nur mit einem Handtuch bekleidet. „Zieh dir was warmes an, Brüderchen. Ich war gerade laufen. Oben im Wald. Es ist echt beschissen kalt geworden in der vergangenen Woche. Soll ich dir die Jacke aus dem Flur holen? Die Blaue?“ Ich nicke. Aus meinem Kühlschrank neben dem Bett nehme ich eine Flasche Wasser für den Durst zwischendurch. Ursula reicht mir die Felljacke und die Handschuhe. Dann trippelt sie vorsichtig zurück ins Bad.

Im Auto sagen wir beide, ich und meine Mutter, kein Wort. Mit der Stirn lehne ich am kalten Fenster und sehe in den monotonen Himmel. Hier draußen, jenseits der Stadt wirkt es noch trauriger, weil kein Haus mehr den

Blick versperrt auf das Grau. Einfach eine unendliche, traurige Scheiße zieht sich über den Tag. Ich überlege, ob ich sie nach dem ersten Schnee fragen soll. Wann der kommt. Sieht ja danach aus. Schneewetter. „Schneeengel-Wetter“ sage ich still zu mir selbst. „Was?“ fragt sie. Ich schalte das Radio ein. Nichts für Mama. Weil ich weiß, dass sie nicht gerne fährt, wenn die Straßen zugeschneit sind. Deshalb sollten wir das eigentlich vorzeitig klären. Wie wir damit umgehen wollen. Bevor ich zu Hause blöd da stehe und an irgendeinem Sonntag nicht zu meiner Brücke komme. Aber jetzt, hier im Auto ist dazu kein guter Augenblick. Ich weiß nämlich, dass sie auch das nicht gerne tut. Mich Sonntags zur Brücke bringen. Deshalb sagt sie auch nichts. Weil sie so gerne mit mir darüber reden würde und ihr andererseits nichts belangloses einfällt, das davon ablenken könnte. Sie hat mir mal angeboten, dass wir gemeinsam nach Hilfe für mich suchen können. Einen Therapieplatz. Ganz gleich wo. Oder wenigstens ein paar Freunde. Ganz gleich wen und was es koste. Sie hätten genug an die Seite gelegt. Eigentlich für Ursulas erstes Auto. Aber da muss man Prioritäten setzen, hat mein Vater uns mal beim Abendbrot erzählt. Ursula hat geweint. Ich habe abgelehnt. Denn ich weiß genau was ich will. Zurück. Ans Meer. An den Strand. Zu ihr. Das süße Salz einatmen. Und zwar bald. Denn langsam verblasst die Erinnerung. Und die kann man nicht zurückkaufen. Es gibt Dinge, die sind ein Nichts, wenn sie erst einmal fort sind. Ich kann es nicht zulassen, dass etwas nichts wird, dass einmal alles war.

Am Strand hatte sie diesen Ast genommen, den die Wellen angespült hatten. „Das ist Holz aus Honolulu.“ wollte Sisi mich überzeugen. „In Honolulu essen sie Monokocken. Das ist verwünschtes Holz!“ Sie hatte ausgeholt und ihn mit geübtem Schwung weit den Strand entlang geworfen. „Hol das Stöckchen. Hol.“ hat sie mich in die Hände klatschend angebellt. Ich bin wie ein Hund auf allen vieren durch den weichen Sand gelaufen. Habe ihr den Stock geholt. Und immer wieder. Bis es dunkel wurde und wir wieder im Wohnmobil verschwunden sind. Jeden Tag sind wir in dieser Woche den Strand entlang gelaufen. Haben uns in den Sand fallen lassen und mit Armen und weit ausholenden Beinen Engel in den Sand gemalt. Damit Gott von dort oben sieht, dass es uns gut geht. Uns erkennt. „So müssen sich Engel fühlen.“ habe ich zu ihr gesagt, als wir unsere nackten Körper in der Nacht aneinander rieben. Zwischen den Sandkörnern, die auf unserer Haut tanzten. Am Strand. „Dann zeig mir mal wie man fliegt, du kleiner Gott.“ Ihr Lachen wurden auf den Wellen weggetragen. Sie schlugen gegeneinander wie unsere schwitzenden Körper und spülten sich fort. Mit dem Holz. Nach Honolulu.

Meine Mutter parkt den Wagen auf dem kleinen Weg am Fuß der Brücke der in den Wald führte. Sie lud meinen ganzen Krempel aus und schob mich schnaufend die Schräge hoch. Einmal rutschte sie auf dem zufrierenden Asphalt weg und fluchte. „Verdammt nochmal, Junge!“ sagte sie dann immer. Sie hatte zu mir nie sowas wie „Sommerknie“ gesagt.

„Ich hole dich in zwei Stunden wieder ab.“ seufzt sie. Sie sieht hoch in den Himmel. „Es wird mittlerweile früh dunkel. Ich möchte nicht, dass du hier alleine im Dunkel hockst. Ich glaube, es gibt auch bald Schnee. Da müssen wir uns was einfallen lassen. Es ist ja auch sehr kalt heute. Hast du die Thermoskanne mit dem Tee? Junge. Was bringt das denn?“ Ich zeige mit den behandschuhten Händen auf die Thermoskanne und winke ihr zu. „Gut. Nun gut.“ sagt sie, schließt den Kofferraumdeckel und fährt weiter. Lässt mich alleine zurück. Hier auf meiner Brücke. Ich baue das Stativ auf. Mit geübten Handgriffen montiere ich die Kamera am Gewinde. Nach nur wenigen Minuten surrt sie los. Das Objektiv auf die Fahrbahn unter mir gerichtet. Bald schon wieder winken die ersten Kinder zu mir hinauf. Ich lehne mich mit den Armen auf das Geländer. Die Kälte des Metalls zieht bald durch meine Handschuhe. Mama hatte recht. Es ist sehr kalt geworden. Ich muss mir welche von diesen Wärmekissen besorgen, die wir damals bei der Bundeswehr hatten. Ich sehe noch einmal nach, ob ich auch wirklich eine weitere Kassette habe. Denn bis es dunkel wird ist es noch ein wenig hin. Eine Stunde später wäre eigentlich noch früh genug gewesen. Vorher kommt er sowieso nicht vorbei. Das weiß ich mittlerweile. Ich schaue vorsichtshalber noch einmal im Notizbuch nach. Mir juckt mein Fuß. Ich versuche es zu ignorieren.

„Soll ich dir was mitbringen?“ hatte ich sie gefragt, als ich auf der Rückreise auf der Tankstelle zum Bezahlen ging. „Ein Wasser bitte. Scheiße. Ich geh kaputt, so heiß ist das.“

hatte sie erwidert und war ausgestiegen. Fächerte sich Luft mit der Straßenkarte von Warnemünde zu. „Kannst du den Wagen abschließen?“ bat sie mich. „Ich geh mich mal eben auf der Toilette frisch machen.“ Dann ist sie rückwärts Richtung Damentoilette über den Bordstein getänzelt. Hat mich verliebt angesehen, in ihren knappen Shorts. Die Hände auf dem Rücken. Auf der Lippe herum kauend. Unter ihrem Pony hervorblickend. Aus ihren Augen, blau wie der Juli-Himmel über uns. An viel mehr kann ich mich nicht erinnern. Noch daran, dass ich mich beim Verlassen des Tankstellengebäudes geärgert hatte, wie teuer dieses billige Wasser war. Und an das entsetzte Gesicht des Jungen, der erstarrt mitten in der Tankgasse stand, als der rote Corsa auf ihn zu raste. Der Fahrer war nicht zu sehen. Nur seine Schulterklappen. Obergerfreiter der Marine. Er hatte sich hinuntergebeugt. Um was aufzuheben, hatte er später ausgesagt. Ich hatte das Wasser fallen gelassen und bin zu dem Jungen gehechtet. Hörte die Flasche in meinem Rücken zerbersten. Ein Splitter bohrte sich in meine Wade. Habe den Jungen weg, gegen die Zapfsäule geschubst und bin über den Tankschlauch gestolpert. Mein Knie schürfte mit der Seite über den Asphalt. „Sommerknie“. Das war das letzte, was ich dachte. Ein Quietschen habe ich noch gehört. Das Krachen habe ich nur noch gespürt. Ich habe ein außergewöhnliches Körpergefühl. Und dann war Ruhe. Der blaue Himmel verblasste. Unser Sommer. In mir.

Seinen Dienstausweis hatte er gesucht. Hatte er mir einige Wochen später erzählt, als er mich im Krankenhaus besuchte. In Ausgeh-Uniform. Er hatte sich ein Jahr zuvor freiwillig gemeldet. Zur Marine. „Ahoi, Kaleu!” scherzte er und grüßte hektisch militärisch. „Bin da rein und habe gesagt: Meine Herren, ich will die Seeluft schnuppern.” Um Karriere als Offizier zu machen. Leider war er zu groß gewesen, um auf ein Schiff gelassen zu werden. Aber er ließ sich nicht von seinem Plan abbringen. Also hatten sie ihn in einen dunklen Radarturm gesteckt, wo er den ganzen Tag auf einen grün schimmernden Bildschirm starrte und darauf wartete, dass der Feind kam. Und obwohl alle seit Jahren wussten, dass der Feind wohl doch nicht mehr über die Ostsee kommen würde, hatten sie ihn auf seinem Posten gelassen. Und er war geblieben, weil er bald auf eine Beförderung hoffte. „Wenn ich in sieben Jahren fertig bin, studiere ich Schifffahrt. Mit drei f. Weißt Du ... Ich kann dich doch duzen oder ... in der zivilen Schifffahrt sind die Regelungen nicht so streng. Und mit einem Offizierspatent der Bundesmarine stehen mir alle Türen offen. Aber bis dahin bleibe ich da oben und fahre nur am Wochenende heim nach Oberhausen. Zu meinem Mädchen. Sie versteht das, die alte Landratte. Irgendwann nehme ich sie mit. Aufs Meer.” Ich bot ihm etwas von der Schokolade an, die Sisi mir mitgebracht hatte. An dem Tag, an dem sie weinend das Krankenhaus verlassen hatte und nicht mehr zurückgekommen war. „Ja gerne.” Dann setzte er sich auf die Fensterbank und schwieg. Kurz. „Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.” Er sah aus dem Fenster. Draußen warf

die Mittagssonne eines goldenen Herbstes die Schatten hart auf die Waschbetonplatten vor meinem Zimmer. Ein Klumpen wanderte durch seine Kehle. Das konnte ich sehen. Dann nahm er seinen Mut und packte alles in einen großen Seesack. „Es tut mir so leid. Wissen sie. Der blöde Dienstausweis. Dachte, er liegt im Fußraum.“ Seine Hand zeigte auf den Boden. Als ob der Ausweis dort läge. Er stand auf und stellte sich vor mich. Ideenlos, was er mit sich und der Situation anfangen sollte. Kurz bewegte er sich in meine Richtung. blieb dann aber doch dort, wo er war. Blickte an die Decke. Und wieder zu mir. Auf den unteren Teil des Bettes. In meine Augen. Ich war der letzte, der ihm helfen konnte. Ich versuchte es trotzdem und reichte ihm noch einmal die Schokolade. Erschrocken lachte er auf und versuchte ein Stück zu nehmen, ließ es auf den Boden fallen. Er beugte sich hinunter um es aufzuheben. Ich sah wieder seine Schulterklappen. Mittlerweile war er Hauptgefreiter. Ich ließ seinen Namen vom Schild auf der Brust ab. Marquardt. R. „Dachte, er liegt im Fußraum. Dabei hatte ich ihn zu Hause liegen gelassen. Ich hätte mich gar nicht hinunter beugen müssen. Was wollte ich denn sowieso auf der Tankstelle mit dem blöden Ausweis? Und dann habe ich sie ... dich zu spät gesehen.“

Die Tür zum Krankenzimmer öffnete sich und die Stationschwester kam hinein. „Es ist Sonntag. Zeit zum Baden, Herr Gruner. Bei der Hitze wird ihnen das gut tun. Er kam wieder hinter dem Bett hervor. „Oh. Sie haben noch Besuch? Der Herr General muss leider gehen.“ Sie zog die Vorhänge zu. „Ein bisschen Schatten. Damit das hier mal



kühler wird, nicht wahr, Herr Gruner?“ Sie redete laut, wie mit einem alten Mann. Ich fragte, ob sie wisse, das ich bald 30 würde. Sie schaute traurig. „Ich geh‘ dann mal. Muss ja wieder zurück zum Stützpunkt. Sonntags geht’s um 18 Uhr los mit technischem Dienst und so. Sind ja von hier noch gute drei Stunden, oder?“ sagte mein tapferer Soldat. „Ich komme noch mal wieder.“ fügte er an. Tat es aber dann doch nie. Im Rausgehen ließ er die Schokolade in den Mülleimer unter dem Waschbecken fallen. Als er den Raum verlassen hatte, schob die Schwester den Rollstuhl an mein Bett und half mir hinein. Ich tat mich immer noch ein wenig schwer mit dem Einsteigen. So, ohne Beine.

Nach der letzten Operation war ich tagelang besinnungslos. „Das kommt vom Morphin.“ hatte mir mein Arzt später mitgeteilt. „Heißes Zeug, oder?“ hatte er gescherzt und mit der Zunge geschmalzt. „Aber wie ich sehe ist alles gut verheilt. Jetzt brauchen Sie das wohl nicht mehr, Herr Gruner. Wie kommen sie mit dem Stuhl klar?“ fragte er, während er sich auf einem Klemmbrett pausenlos Notizen machte. Man konnte am Kratzen der Mine auf dem Aluminium hören, was für eine Sauklaue er haben musste. Wie ich klar komme, wollte er wissen. „Mit dem Rollstuhl? Ganz gut. Schwester Maria ist eine gute Lehrerin.“ Jetzt schmalzte ich. Wie ich mit dem Rest klar komme, wollte er aber nicht wissen. Damit, das Sisi am Tag zuvor weinend an meinem Bett gesessen hatte und sich versucht hat herauszuwinden. „Du bist schon so lange hier drin. Und er war

für mich da. Jetzt ist er eben ...” Dann begann sie wieder zu weinen. „Ich würde so gerne bleiben. Aber ich kann nicht. Am liebsten würde ich vor allem davonlaufen.” Dann sah sie auf den unteren Teil des Bettes, auf dem die Decke glatt auf der Matratze lag. Sie schrie kurz auf und weinte. „Tut mir. Tut mir leid.“ Sie griff in ihre Handtasche. „Hier, unsere ... deine Lieblingsorte.“ schluchzte sie zum Abschied und gab mir die Joghurt-Schokolade. Es war ihre Lieblingsorte. Ich hatte sie immer für sie gekauft. Ich habe sie gehasst und trotzdem gegessen. Damit sie sich freut. Das konnte sie nicht wissen.

Als ich in Oberhausen anrief, gab ich vor ein Kamerad von R. zu sein. „Ach. Hallo Frau Marquardt. Schön, dass ich jemanden erreiche. Haben sie einen Sohn bei der Marine? Ja? Schön. Ach, der Ralph ist schon unterwegs. Seit 14 Uhr 30. Gut. Dann treffe ich ihn im Stützpunkt. Vielen Dank Frau Marquardt. Nein. Schon gut. Danke. Einen schönen Sonntag.“ Das war drei Wochen nachdem das Monstrum von Fernseher in meinem Zimmer enthüllt worden war. Ich nannte es meinen „Eichanruf“. Den ersten von vielen.

Ich schiebe den Saum des Handschus ein wenig zur Seite um auf meine Armbanduhr zu sehen. In der Dunkelheit kann ich die Anzeige nicht ablesen. Aber das ist unwichtig. Die Kühl-LKWs von diesem Fischversand sind bereits vorbei. Deshalb bin ich mir sicher, in wenigen Minuten wird es soweit sein. Ich schalte die Kamera auf Nachtsicht. Die

Umgebung gibt sich als flirrendes Grün wieder, aus der die Scheinwerfer der Autos als grelle Flecken hervorstechen. Ich drücke auf die Zoomwippe und das Bild kommt näher an mein Auge. Bald kann ich die Gesichter der Fahrer erkennen. In Gedanken gehe ich noch einmal alle Zeiten durch und erinnere mich an seine heutige Abfahrtszeit. Es war der dritte Sonntag im Quartal. Da rufe ich immer an. „Sie haben aber auch immer Pech.“ hatte Frau Marquardt gesagt. Mittlerweile ist er Unteroffizier. Da muss er nicht mehr so früh im Stützpunkt sein. Ich hatte sie abgewimmelt und nach dem Auflegen meine Mutter gebeten, den Tee aufzusetzen. „Ach Junge.“ hatte sie erwidert. Das war um 15 Uhr 30.

Dann, für einen Moment ist es gespenstisch leer auf der Autobahn. Still. Ich höre meinen Atem klirren. Dann kommt er um die Kurve. Ich lasse die Kamera fallen. Sie zersplittert neben dem gefrorenen Atem auf dem Asphalt.

Mit vor Kälte schmerzenden Fingern löse ich den Gurt meines Rollstuhls. Ich hatte ausgerechnet, dass er von der Kurve an noch 2 Minuten benötigte, bis er unter der Brücke sein würde. Ich muss mich beeilen.

Sandengel kann man auch in den Schnee malen.

Ich fange die erste Flocke mit der Zunge auf. Sie schmeckt nach Salz.

Mit einem kräftigen Ruck ziehe ich mich aus dem Stuhl. Das Geländer der Brücke drückt sich hart unter meinen Rippenbogen in die Gedärme. Durch meinen Kleidung hindurch spüre ich die Risse im grünen Lack. Ich stütze mich ächzend ab und halte die Balance. Den Brief für meine Eltern ziehe ich aus der Tasche und halte ihn fest zwischen den Zähnen. Sie haben keine Schuld. Sie hatten keine Chance.

Umso näher er kommt, je mehr wird in der Dunkelheit aus dem Grau seines Corsas ein Rot. Bald ist er so nah, dass ich ihn mit bloßen Auge durch seine Windschutzscheibe erkenne. Er singt ein Lied. Mit der rechten Hand trommelt er auf das Lenkrad. Sein Kopf schwingt im Takt. Er ist glücklich. Das hatte ich gehofft.

Ich drücke mich ab. Ich spüre den kalten Wind in jeder Pore meines Gesichts.

„Nimm mich mit Kapitän, auf die Reise.“ sage ich leise.

Schwerelos.

Und dann kehrt der Sommer zurück.

Wenn Dir dieser Texte gefallen hat, freue ich mich über eine kleine Spende. Wie das geht?  
Das steht hier: [www.mental-ground-zero.de/texte.html](http://www.mental-ground-zero.de/texte.html)

Darüberhinaus:

© 2008 Markus Freise. Alle Rechte vorbehalten. Es gelten die Bedingungen des „Namensnennung–Keine kommerzielle Nutzung–Keine Bearbeitung 2.0 Deutschland“-Creative-Commons. ([creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de](http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de)) Klartext: Du kannst das lesen, weitergeben und hinlegen wo du willst. Meinetwegen sogar von Bühnen lesen. Solange du sagst: „Der Freise, der hat das geschrieben!“ Und Geld, nein Geld darfst Du dafür keines nehmen. Und auch verändern? Nein! Mach was eigenes. Mach dein Ding. Nimm Deine Worte. Klebe sie auf ein Stück Papier und wickel es um die Dinge, die Dir etwas bedeuten. Das hier, das ist meins und das dadrin ist ein Geschenk. Viel Spaß damit! Infos unter [www.mental-ground-zero.de](http://www.mental-ground-zero.de).

Titelfoto: © [photocase.com](http://photocase.com), schachspieler